

James Heneghan  
Declan Doyle –  
abgeschoben



© privat

*James Heneghan*, irischer Abstammung, wurde 1930 in Liverpool (England) geboren. Nach dem Schulabschluss studierte er in Britisch-Kolumbien Englisch und Politik und war danach lange Zeit als Lehrer beschäftigt. Neben verschiedenen anderen Tätigkeiten arbeitete er auch einige Jahre als Fingerabdruckspezialist für die Polizei von Vancouver. Seit 1980 sind von ihm regelmäßig Bücher für Kinder und Jugendliche erschienen.

*Hans-Georg Noack* (1926–2005) war Kinder- und Jugendbuchautor, Übersetzer und Verleger. Für sein Gesamtwerk erhielt er 1978 den Großen Preis der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur in Volkach und 1990 den Friedrich-Bödecker-Preis.

James Heneghan

# Declan Doyle – abgeschoben

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Hans-Georg Noack

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell  
unter [www.dtv.de/lehrer](http://www.dtv.de/lehrer) zum kostenlosen  
Download.

Das gesamte lieferbare Programm von [dtv junior](http://www.dtvjunior.de)  
und viele andere Informationen finden sich unter  
[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Deutsche Erstausgabe  
12. Auflage 2012  
1996 Deutscher Taschenbuch Verlag  
GmbH & Co. KG, München  
© 1994 James Heneghan  
© 2003 Orca Book Publishers, Victoria, Kanada  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›Torn Away‹  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
1996 Deutscher Taschenbuch Verlag  
GmbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea  
Dietrich unter Verwendung eines Fotos  
von Jan Roeder  
Gesetzt aus der Akzidenz Grotesk 11/13  
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78088-9

# 1



**Sie hatten ihn** mit Handschellen an den Sessel gefesselt, damit er im Flugzeug keinen Ärger machen konnte.

Für seine dreizehn Jahre war er klein und drahtig. Sein glattes, braunes Haar fiel ihm in die breite Stirn. Es musste dringend wieder einmal geschnitten werden. Auch seine Augen waren braun. Dunkel und in sich gekehrt standen sie in einem Gesicht, das hart gewirkt hätte, wenn da nicht diese vollen, weichen Lippen gewesen wären. Er trug alte Bluejeans, weiße Baumwollsocken, abgewetzte Turnschuhe, ein blaues T-Shirt und einen alten grauen Wollpullover. Eine Uhr trug er nicht, aber am Mittelfinger seiner linken Hand steckte ein goldener Ehering, der einmal seiner Mutter gehört hatte.

Den Sitz ganz am Ende der Reihe hatte er für sich allein. Er drückte das Gesicht gegen das Fensterglas, und als er die beiden Polizei-

beamten in Zivil im Terminalgebäude verschwinden sah, faltete er seine schmale Hand zusammen wie einen chinesischen Fächer und wand sie aus der Handschelle heraus.

Als man ihn an Bord gezerrt hatte, waren die Blicke aller Passagiere auf ihn gerichtet gewesen. Jetzt hatten sie die Köpfe nach vorn gedreht und versuchten so zu tun, als gäbe es ihn gar nicht. Die Stewardess stand an der offenen Tür und sprach in das Bordtelefon. Er musste schnell sein.

Er schob sich von seinem Sitz, atmete einmal tief durch und stürzte dann den Mittelgang entlang.

Jemand schrie: »Passt auf!«

Aber er war zu schnell für sie. Er war an der Stewardess vorbei und durch die Tür, ehe sie ihn aufhalten konnten.

»Halte ihn!«, rief die Stewardess dem Kontrolleur zu, einem großen, schmächtigen Mann, der unten an der Rollbahn stand.

Der Junge sprang wieselflink die Stufen hinunter. Bordkarten flatterten durch die Luft, als der Angestellte die Arme ausstreckte, um ihn aufzuhalten. Doch der sprang einen Schritt seitwärts, duckte sich unter dem Arm des Mannes hindurch und jagte in langen Sätzen und mit schwingenden Armen über das Rollfeld.

Die Stewardess musste inzwischen ihre Kol-

legen an den Abflugschaltern telefonisch verständigt haben, denn drei Frauen und zwei Männer bildeten eine Kette, um den Jungen abzufangen, der jetzt in die Halle gestürmt kam.

Keuchend blieb er stehen und sah sich um.

Mit ausgestreckten Armen kamen sie auf ihn zu.

Er machte kehrt und jagte wieder zur Tür hinaus, bog um die Ecke des Gebäudes und rannte über die Straße hinweg zum Parkplatz.

Ein Mann in einem blauen Vauxhall-Mietauto sah ihn vor den Wagen laufen und stieg hart auf die Bremse.

Der Junge berührte die Motorhaube mit den Händen und stürzte. Dann lag er still und lauschend am Boden.

Der Fahrer, ein stämmiger Mann mittleren Alters, stieg entsetzt aus. Als er sich über den zusammengekrümmten Körper beugte, sprang der Junge blitzschnell auf die Füße und schlug dem Verdutzten beide Fäuste unter das Kinn. Der Mann stolperte rückwärts und lag zwei, drei Sekunden benommen auf dem Rücken. Der Junge glitt hinter das Steuer, zog die Wagentür zu, startete den Motor, presste den Fuß auf das Gaspedal und raste mit durchdrehenden Reifen fort vom Terminalgebäude.

An der Zufahrtsstraße versperrte ihm ein Polizeiauto den Weg. Der Junge riss verzweifelt

das Steuer herum. Die Reifen kreischten, als der Wagen eine enge Kehre beschrieb und, den Geruch heißen Gummis hinter sich herziehend, wieder auf den Parkplatz zujagte. Mit heulender Sirene folgte ihm das Polizeiauto.

Er schoss über den Parkplatz, eine Fahrbahn hinauf, nach einer schnellen Kurve die andere hinunter, die nächste wieder hinauf. Die Polizisten versuchten dem Jungen an einer Ausfahrt den Weg abzuschneiden, doch der Vauxhall knallte gegen die Stoßstange des Polizeiautos und jagte wild schleudernd weiter. Sie stellten ihn an der nächsten Ausfahrt erneut, und als der Vauxhall diesmal aufprallte, kam er zum Stehen, die Stoßstange und das Gitter der Motorhaube in das verbogene Metall des Polizeiwagens verkeilt.

Sie hatten ihn.

Und sie waren wütend. Im Polizeigriff führten sie ihn zum Terminalgebäude und schlossen ihn im Gepäckraum ein. Er öffnete und zerfetzte so viele Taschen und Koffer, wie er nur konnte, und warf den Inhalt durch den Raum. Als die Polizisten, die ihn zuvor in das Flugzeug geschafft hatten, zurückkamen, sah der Raum aus, als hätte ein Wirbelwind darin gewütet.

Die Maschine startete mit einer Verspätung von zweiunddreißig Minuten.

Diesmal gingen sie keinerlei Risiko ein. Ein Polizist sollte ihn bis nach London begleiten.



Der Junge wurde wieder mit Handschellen an den Sitz gefesselt, doch diesmal lagen sie eng um die Gelenke und er hatte keine Möglichkeit, sich noch einmal herauszuwinden. Er saß an der Innenseite am Fenster. Der Polizist war ein großer, blonder, schweigsamer Mann, der den ›Belfast Telegraph‹ las.

Das Flugzeug rollte die Startbahn entlang und blieb stehen. Der Junge riss mit der freien Hand an der Handschelle, doch die Armlehne des Sessels gab nicht nach: Der Stahl grub sich in das Fleisch und der Junge biss sich vor Schmerz auf die Lippen. Der Polizist hob den Blick nicht von seiner Zeitung.

Es hatte über zwei Monate gedauert, den Jungen einzufangen. Anfangs waren sie immer zu ihm nach Hause gekommen und hatten an die Tür geklopft, damit er sie einlassen sollte. Dann später, als er sich den Holy Terrors angeschlossen hatte, kamen sie wieder und brachen die Tür auf. Er rettete sich durch den Hinterausgang und floh über einen schmalen Weg zwischen den Häusern. Als sie endlich das ganze Haus umstellt hatten, war er nicht mehr dort gewesen. Er versteckte sich bei einem der Mitglieder seiner Terrorgruppe.

Manchmal verbarg er sich direkt unter der Nase seiner Verfolger bei den O'Malleys gleich nebenan. Von dort beobachtete er das Kommen und Gehen der Polizisten, und sobald sie

ihm den Rücken kehrten, konnte er sich manchmal ins Haus zurückschleichen und in seinem eigenen Bett schlafen.

Mr. O'Malley hatte versucht vernünftig mit ihm zu reden. »Du kannst nicht ewig auf der Flucht sein, Declan. Einmal werden sie dich erwischen. Wohin willst du denn, wenn sie dich hier entdecken?«

Mr. O'Malley trug eine schwarze Augenklappe. Vor zehn Jahren hatte er während der Unruhen nach dem Tod von hungerstreikenden Gefangenen durch ein britisches Plastikgeschoss ein Auge verloren. Und noch einmal zehn Jahre früher hatte man ihn gemeinsam mit einigen Hundert anderen Katholiken in das Gefängnis von Maze gesteckt, wo er ohne jedes Urteil drei Jahre zugebracht hatte. Seine Nerven waren zerrüttet. Er konnte keine Tasse Tee heben ohne etwas zu verschütten.

Declans Freund Tim O'Malley sagte mit blassem und besorgtem Gesicht: »Hör auf meinen Vater, Declan! Er hat Recht. Glaubst du nicht, dass ich auch viel lieber weg wäre aus diesem Misthaufen hier? Du kannst froh sein, dass dein Onkel in Kanada dich haben will. Nach allem, was man so hört, sollen dort alle Leute reich sein!«

»Ich bin hier in Belfast geboren, hier bin ich aufgewachsen und hier bleibe ich!«, sagte Declan. »Und kein Mensch hat das Recht, kein

Onkel und auch sonst keiner, mich von hier wegzuholen!«

Tims Vater sagte: »Dein Onkel Matthew ist der einzige Mensch, der dir noch geblieben ist, Declan. Er hat ein Recht darauf, dich zu sich zu nehmen. Genau genommen ist es sogar seine Pflicht, meine ich. Er will dich haben und du musst zu ihm!«

»Ich gehe nicht nach Kanada!«

Tims Mutter war sehr unglücklich. Sie sagte: »Meine Kusine Julia lebt in New York und es gefällt ihr sehr gut. Kanada ist in der Nähe von New York, nicht wahr, und nach dem, was die Leute sagen, muss es ein wunderbares Land sein. Unser guter Gott in seiner Gnade wird für dich sorgen, Declan, und unsere Gebete werden dich begleiten, darauf kannst du dich verlassen.«

Declan erwiderte: »Was ist das schon für ein guter Gott! Und was nützen Gebete? Erzählen Sie mir bloß nichts von der Gnade des lieben Gottes, Mrs. O'Malley! Davon habe ich in letzter Zeit ja nun wirklich mehr als genug zu spüren bekommen!«

Mr. O'Malley sagte: »Dein Onkel . . .«

»Onkel! Matthew Doyle ist aus seinem Land weggelaufen und hat es den Engländern überlassen. Der ist nicht mehr mein Onkel!«

Tims Mutter fing an zu weinen.

»Da können Sie weinen, so viel Sie wollen,

Mrs. O'Malley«, sagte Declan hart. »Ich gehe nicht weg aus Irland und lasse die Mörder frei herumlaufen, die meine Familie umgebracht haben. Und wenn man mich zum Fortgehen zwingt, dann werde ich eben wiederkommen!«

»Ich komme wieder!«, flüsterte er jetzt vor sich hin, als das Flugzeug Geschwindigkeit aufnahm und die Startbahn entlangraste. Er drückte die Wange gegen das Fenster. »Ich komme wieder!«, sagte er noch einmal.

Das Flugzeug hob ab. Der Junge schaute hinunter. Gleichmäßige Reihen roter Dächer glitten unter der Maschine vorbei, Reihe um Reihe. In der grauen Dämmerung sahen sie wie lange Narben in der gemarterten Landschaft aus.

Hätte der Polizist nicht seine Zeitung gelesen, hätte er stattdessen das Spiegelbild im Glas des kleinen Fensters beobachtet, dann hätte er vielleicht bemerkt, dass der Junge weinte.

# 2



**Der Polizist** übergab Declan auf dem Londoner Flughafen Heathrow einem Beamten der Einwanderungsbehörde. Er nahm ihm die Handschellen ab. »Viel Glück, Doyle!«, war alles, was er sagte, bevor er ging, um den nächsten Flug zurück nach Belfast zu erreichen.

»Lass dich ausstopfen!«, sagte Declan.

Auf einem Metallschild an der Brust des Beamten stand C. D. SANFORD. Der Mann war kahl und dick. Er führte den Jungen in einen kleinen Raum, der mit einem Schreibtisch und zwei Stühlen ausgestattet war. »Setz dich, Declan«, sagte er freundlich.

Declan stieß den Stuhl um und bohrte die Hände in die Hosentaschen. Der Stuhl war aus Stahlrohr und schlug hart auf dem Fußboden auf.

Der Beamte zuckte die Achseln und fing an ein Formular auszufüllen. Die dazu nötigen An-

gaben entnahm er den Papieren, die ihm der Polizist ausgehändigt hatte. »Sie haben deinen Namen hier auf zwei verschiedene Weisen geschrieben«, sagte er. »D-E-C oder D-E-K?«

Der Junge antwortete nicht.

»Dann schreibe ich es eben mit D-E-C, wie in deinem Pass.«

»Ich habe keinen Pass.«

Sanford lächelte. »Doch, jetzt hast du einen, Declan. Die Polizei von Belfast hat einen für dich mitgegeben.«

»Und mein Name wird ›Deklin‹ ausgesprochen.«

»Tut mir Leid, Declan«, sagte der Beamte und sprach den Namen richtig aus. Er lächelte entschuldigend. »Mit irischen Namen kenne ich mich nicht so gut aus.«

Declan ging zur Tür und wollte sie öffnen. Sie war verschlossen.

Als die Formulare fertig ausgefüllt waren, sagte der Beamte: »Würdest du sie bitte hier mit deinem Namen unterschreiben, Declan?«

»Warum?«

»Sieh dir die Angaben an und unterschreibe, dass alles seine Richtigkeit hat. Das ist bloß eine Formalität.« Er schob dem Jungen über den Tisch hinweg einen Federhalter und die Papiere zu.

Declan schrieb: »Tíocfaidh ár lá.«

»Das ist Gälisch, wie? Was bedeutet es?«

»Es bedeutet: ›Unser Tag wird kommen«, Herr Einwanderungsbeamter. Müsste ein Ire nicht wahnsinnig sein, um ein englisches Papier zu unterschreiben? Ohne hundert Jahre englischer Herrschaft hätte es in Irland niemals Ärger gegeben. Ihr Engländer habt eine Menge zu verantworten, und das ist die reine Wahrheit!«

Der Beamte seufzte und schrieb etwas unter Declans Satz. Dann legte er Declan diesmal ein anderes Paar Handschellen an, schwarz waren sie, und brachte ihn in eine besondere Gefangenzelle im Terminalgebäude. Nur ein Bett, ein Stuhl, ein kleiner Tisch und hinter einem Vorhang eine Toilette und ein Waschbecken waren in dem Raum. Abgesehen von einem kleinen Glasrechteck in der Tür gab es kein Fenster.

»Hier wirst du bis morgen bleiben, Declan, und morgen früh fliegen wir nach Kanada. Man wird dir etwas zu essen bringen.« Sein Lächeln wirkte freundlich. »Noch irgendwelche Fragen?«

»Wir? Kommen Sie etwa mit?«

Sanford nahm ihm die Handschellen ab. »Ich fürchte, ja, Declan. Du bist als gefährlich eingestuft worden. Wir können nichts riskieren, bis wir dich an deinen Onkel in Vancouver übergeben haben.«

»Klar bin ich gefährlich! Was meinen Sie

wohl, warum ich ›Dangerous Declan Doyle‹ genannt werde?«

Sanford lächelte. »Gute Nacht, Declan!«

»Ihr Gute Nacht können Sie sich in Ihre verdammte englische Nase schieben!«

Er hörte den Schlüssel im Schloss klappern, warf sich auf das Bett, lag auf dem Rücken und blickte zur Decke.

Alle zehn Minuten starrte das Gesicht eines Mannes durch das kleine Fenster in der Tür. Es war nicht Sanford.

Einige Zeit später brachte eine Frau das Abendessen, während das Spitzelgesicht neben der Tür stand. Declan saß auf dem Betttrand und stellte sich das Tablett auf die Knie. Er nahm den Suppenlöffel. Aus den Augenwinkeln schätzte er die Entfernung bis zur Tür ab. Dann griff er mit der linken Hand langsam und vorsichtig die Schüssel mit der dicken, heißen Suppe. Mit einer schnellen Bewegung aus dem Handgelenk schleuderte er sie auf den Mann an der Tür und traf ihn mitten auf die Brust. Erbsensuppe spritzte ihm ins Gesicht.

Declan sprang zur Tür, warf das Tablett mit Fleisch, Kartoffeln und Soße auf den Aufseher, als der sich rührte. Diesmal hatte er nicht so gut gezielt, denn das Tablett traf den Aufpasser am Knie, so dass er zwar zu Boden fiel, trotzdem aber Declans Bein zu fassen bekam, als der Junge an ihm vorbeilaufen wollte. Declan



war schon halb aus der Tür und zog den Mann an seinem Bein hinter sich her, schlug ihm mit dem Ellbogen auf den Kopf, damit der ihn losließe, doch der Mann war zu groß und zu stark für ihn. Er riss Declan zu Boden und versetzte ihm einen Hieb in die Magengrube, dass der Junge sich vor Schmerzen krümmte. Dann warf er Declan aufs Bett und beugte sich über ihn, während die Frau das Tablett und die Scherben auffas.

Der Wächter atmete schwer. »Du kleiner Bastard!«, sagte er.

Dann gingen sie hinaus. Zu essen brachten sie nichts mehr.

Declan hatte seinen gewohnten Albtraum, den mit der explodierenden Bombe, der ihn am frühen Morgen erwachen ließ, in Schweiß und Tränen gebadet, dass er schrie und nicht wusste, wo er war. Der Wächter – nicht das Spitzelgesicht, ein neuer – schaltete von draußen das Zellenlicht an und schaute herein. Erst als er sah, dass der Junge sich die Decke über den Kopf zog, machte er es wieder aus.

# 3



**Am nächsten** Morgen brachten ihm zwei Männer, die er bisher noch nicht gesehen hatte, ein Frühstück mit Cornflakes, Rührei, Toast und Orangensaft. Declan saß mit gesenktem Kopf auf dem Bettrand. Er war hungrig. Sein Magen schmerzte noch von dem Schlag am vergangenen Abend. Ein Mann blieb an der Tür stehen, während der andere das Tablett auf den kleinen Tisch stellte. Declan stieß mit dem Fuß den Tisch um, das Tablett und Frühstück zu Boden fielen. Der erste Mann griff nach ihm, doch er rutschte auf Rührei und Orangensaft aus und strauchelte gegen das Bett. Declan versuchte sich unter den Armen des zweiten Mannes hindurchzuducken, doch der war schneller und zerrte ihn in den Raum zurück. Rückwärts verließen die beiden Männer das Zimmer und verschlossen die Tür.

Einige Minuten später brachte Sanford einen Plastikbeutel mit Kleidungsstücken. De-

clan schaute hinein. »Ich brauche eure kalte englische Wohltätigkeit nicht«, sagte er und warf Sanford den Beutel ins Gesicht. Sanford fing ihn auf. Er betrachtete das auf dem Boden verstreute und zertretene Frühstück. »Du bist nicht sehr vernünftig, Declan. Wie willst du bei Kräften bleiben, wenn du nichts isst?«

Sanford führte ihn in das Flugzeug. Offenbar wusste er von den vorhergehenden Fluchtversuchen, denn er legte ihm das Stahlarmband eng um das Gelenk. Anders als der irische Polizist verbarg der Einwanderungsbeamte aber die Handschellen unter seinem Regemantel.

Sobald sie den Fuß in die Maschine gesetzt hatten, protestierte Declan so laut, dass alle es hören konnten: »He, Mann, warum müssen Sie denn die Handschelle so eng anlegen? Mein Gelenk blutet!« Und er zog die Hand aus Sanfords Manteltasche, damit jeder sehen konnte, welche Grausamkeit hier einem wehrlosen Jungen angetan wurde.

Gesichter wandten sich ihnen zu. Männer murrten, Augen und Münder der Frauen wurden ganz groß und rund. Declan grinste über Sanfords Verlegenheit.

Sie saßen weit hinten, dicht bei der Toilette, der Junge innen auf dem Fensterplatz. Sanford löste seine eigene Handschelle und es gab ein klapperndes Geräusch, als er sie an die Arm-

lehne des Sessels anschloss, so dass jetzt Declans linke Hand an den Sitz gefesselt, die rechte Hand frei war.

»Ich muss mal auf die Toilette!«

Sanford löste das stählerne Armband und stand auf, um Declan durchzulassen; dabei blockierte er den Fluchtweg und folgte Declan dann bis zum Waschraum. »Verriegele die Tür nicht!«

Aber Declan verriegelte die Tür. Dann ließ er Wasser in das Handbecken laufen, bis es überlief, verstopfte die Toilette mit Papierhandtüchern und spülte immer wieder, bis das Wasser über den Boden und unter der Tür hindurchlief.

Sanford brach den Riegel von der Tür, doch als er in den Raum stürzte und gegen das Toilettenbecken fiel, zwängte Declan sich an ihm vorbei, lief den Mittelgang entlang, rutschte dann aber auf dem nassen Boden aus. Fast hatte er den Notausstieg erreicht, aber Sanford riss ihn zu Boden, zerrte ihn mit sich und fesselte ihn wieder an den Sitz. Declans Magen schmerzte wie nie zuvor.

Die Boeing und ihre 465 Passagiere wurden zwanzig Minuten aufgehalten, weil die Putzkolonne an Bord kommen musste, um wieder Ordnung zu schaffen.

Declan schaute aus dem Fenster, als die Maschine in den englischen Himmel aufstieg.